

„Volk Gottes, das aus den unterdrückten Kulturen wiedergeboren wird“

8. Innerkirchliches Treffen der Kirchlichen Basisgemeinden in Brasilien

I. Unter diesem Generalthema fand vom 8. bis 12. September 1992 in der Provinzstadt Santa Maria in Rio Grande do Sul, dem südlichsten Bundesstaat Brasiliens, das 8. Innerkirchliche Treffen der Kirchlichen Basisgemeinden (Comunidades Eclesiais de Base = CEBs) statt. Wer vorher vorausgesagt hatte, die Basisgemeinden seien tot, und mit dem Ende des real existierenden Sozialismus sei auch die Befreiungstheologie als markantes Charakteristikum der Basisgemeinden erledigt, hatte sich gründlich getäuscht. Die Basisgemeinden sind lebendiger denn je und stellen nach wie vor eine lebendige Herausforderung für die lateinamerikanische offizielle Kirche dar. So kann, so soll Kirche sein, Kirche von unten, von der Basis, ökumenische Kirche, Kirche als Volk Gottes!

Aus ganz Brasilien waren sie angereist, ca. 2 300 Delegierte der Gemeinden, vornehmlich mit dem Bus. Da galt es aus den nördlichen Bundesländern, Maranhão, Pará, Amazônia, 4000 bis 5000 Kilometer zurückzulegen bei unvorstellbar schlechten Straßen, sengender Sonne, Tag und Nacht. Bis zu fünf Tagen waren einige unterwegs, die meisten nicht einmal in der Lage, den notwendigen Reiseproviant zu kaufen, um dann dreieinhalb Tage das Fest der Auferstehung des Volkes zu bedenken und zu feiern. Und diese Menschen aus den ärmsten Regionen Brasiliens, Menschen, die nichts besitzen und demnach keine Hoffnung haben dürften, waren es, die das Treffen entscheidend geprägt haben: Hier war sie zu spüren, die Kraft Gottes, die in den Schwachen mächtig ist. Nicht ohne Grund wurde am Ende des Treffens mit überwältigender Mehrheit der nordöstliche Bundesstaat Maranhão als Ort des 9. Treffens ausgewählt . . .

500 Jahre ist es her, daß die europäischen Eroberer den amerikanischen Kontinent „entdeckt“ haben. Von „Entdeckung“ spricht man gerne und übersieht, daß das Land bewohnt war. Es war der indianische Freiheitskämpfer São Sepé, der diese schlichte Wahrheit den Eroberern entgegenschleudert hat: „Dieses Land hat schon einen Besitzer!“ „Indios“ nennt man sie bis heute, lebende Erinnerungen des historischen Irrtums Kolumbus', der im Wahn starb, den Seeweg nach Indien gefunden zu haben. Soll man weiterhin „Indios“ sagen? Als wir dies auf dem Treffen die anwesenden Indios fragten, wußten sie keine Antwort. „Indio-Sein“, Erinnerung an den brutalsten Völkermord der Geschichte der Menschheit, Indios, Menschen ohne Seele, etwa auf der Stufe von Tieren . . . 500 Jahre „Evangelisation“ mit Bibel und Schwert. Ganze Kulturen wurden ausgerottet im Namen Gottes und des Goldes.

„Volk Gottes, das aus den unterdrückten Kulturen wiedergeboren wird“! Welche Kraft spricht aus diesem Generalthema. Kein Haß, sondern unerschütterliche Hoffnung. Vermutlich hat keiner vorher geahnt, wie wichtig das Thema der „Kulturen“ werden würde. Konvivenz, Inkulturation, Ökumene – längst bekannte Begriffe wurden neu „entdeckt“ und oft überraschend gelebt. Klar, dies alles ist nicht unbedingt unproblematisch und muß dringend kritisch reflektiert werden. Aber eines ist sicher: Man kann über all dies nicht mehr reden, ohne die Basisgemeinden und das Treffen in Santa Maria zu erwähnen. Ich denke daher, daß die Bezeichnung „historisch“ in bezug auf das Treffen dieses Mal nicht übertrieben ist.

II. Die Eindrücke sind so zahlreich, so bunt, daß man nicht weiß, wo man anfangen und wie eine Systematisierung gelingen soll. Soll man mit der Organisation vor Ort beginnen, mit der überströmenden Gastfreundlichkeit der Familien, in denen man untergebracht war, und der gastgebenden Gemeinden? Darf man die zahllosen Frauengruppen vergessen, die für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer tausende Sitzkissen hergestellt hatten, oder Tuchtaschen oder Musikinstrumente für die Gottesdienste? Was ist wichtig, die Vorträge, Arbeitsergebnisse und Texte? Soll man die Gottesdienste und Meditationen herausheben, die Lieder und Symbole? Oder sind persönliche Eindrücke wichtiger, Gespräche, Begegnungen, Erzählungen?

Wie bei jeder großen Konferenz kann jeder Bericht nur subjektiv sein und das herausstellen, was man selbst für wichtig hält. Wenn ich im folgenden doch den Versuch einer gewissen Systematisierung mache, dann unter dieser Voraussetzung.

1. Themen

Das Generalthema „Volk Gottes, das aus den unterdrückten Kulturen wiedergeboren wird“ wurde in fünf Themenbereichen bearbeitet: 1. Indios, 2. Frauen, 3. Schwarze, 4. Migranten, 5. Arbeiter. Jeder Delegierte war einem Themenbereich zugewiesen worden. Dort fand die Hauptarbeit statt. Die Arbeitsergebnisse wurden dann im großen Plenum im Sportstadion vorgestellt.

– *Indios*: Vielleicht ist schon zu viel gesagt und geschrieben (und gefilmt!) im „Fest“-Jahr der „Entdeckung“ Amerikas. Getan wird dagegen wenig. Immer noch sind die wenigen übriggebliebenen Indio-Stämme von der Ausrottung bedroht, immer noch müssen sie um ihr Land kämpfen, das ihr Überleben und ihre Kultur garantieren könnte. Nicht alle eingeladenen Indios waren nach Santa Maria gekommen: Man traut der Kirche noch nicht oder nicht mehr . . . Was heißt „Neue Evangelisation“? Hat man aus der Vergangenheit endlich gelernt? Dom Pedro Casaldáliga hat es auf den Punkt gebracht: „Keiner bestreitet das Recht und die Verpflichtung, die befreiende Botschaft Christi zu verkündigen. Aber die drängende Frage ist doch: wie evangelisiert wird!“ Und ein anwesender Indio fügte hinzu: „Zuerst hatten wir das Land. Dann brachte man uns die Bibel. Heute haben wir die Bibel, aber das Land nicht mehr. Wenn die Kirche nicht indianisch sein will, laßt den Indio doch wenigstens Indio sein!“ Ein Schuldbekenntnis, so notwendig es auch ist – und wenn die Kirche sich doch dazu auffaffen könnte! –, ist zu wenig: „Brasilien kann die Auslandsschuld nicht bezahlen. Noch weniger kann es die historische Schuld den Indios gegenüber bezahlen!“ Umkehr ist die Forderung der Stunde, auch ein Umdenken, was Evangelisation und Mission anbetrifft: „Wir brauchen die Indios nicht zu evangelisieren. Wir müssen von ihnen evangelisiert werden!“

– *Frauen*: Lateinamerika ist ein machistischer Kontinent. Das gilt in allen Bereichen: in der Familie, in der Öffentlichkeit, in der Erziehung, in der Politik und in der Kirche. Die totale Verachtung der Frau illustriert Gracinete, eine Krankenschwester aus dem nördlichen Bundesstaat Maranhão, mit dem erschreckenden Beispiel, daß in Maranhão ca. 60 % aller Frauen im gebärfähigen Alter sterilisiert sind. Dies geschieht oft ohne Wissen der Frauen: Brasilien ist Weltmeister in Kaiserschnittgeburten . . . Es sind die Frauen, die in den Basisgemeinden die Arbeit entscheidend prägen. Und sie schweigen nicht mehr, auch nicht einer Kirche gegenüber, die ihnen immer noch mit dürftigen theologischen Argumenten eine volle Beteiligung ver-

wehrt: „Wir Frauen verlangen, in allen Bereichen der Entscheidung und der Macht beteiligt zu werden: in der Familie, in der Erziehung, in der Wirtschaft, in der Politik und in der Kirche. Als Getaufte sind wir erwachsene Christinnen und haben dieselben Rechte wie die Männer. Wenn wir alle Dienste zur Aufrechterhaltung der Kirchenstruktur leisten, haben wir auch das Recht auf alle Ämter, inklusive dem, die Eucharistie zu leiten“ (Tagesbericht vom 12. September 1992).

– *Schwarze*: Die Geschichte der Schwarzen in Lateinamerika ist eine Geschichte des Schmerzes, der Unterdrückung und der Sklaverei. Offiziell gibt es keinen Rassismus in Brasilien. Die Wirklichkeit jedoch sieht anders aus. Obwohl mehr als die Hälfte der Bevölkerung Brasiliens zu den Schwarzen gehört, spielen sie im öffentlichen Leben, in Politik und Gesellschaft und vor allem in den Massenmedien immer noch eine untergeordnete Rolle. Erst vor 100 Jahren hat Brasilien die Sklaverei offiziell „abgeschafft“, überwunden ist sie noch lange nicht. Sie lebt weiter, subtiler zwar, aber real wie eh und je – in den Köpfen der Menschen und in ihren Herzen . . . Dazu kommt ein anderes aufregendes Phänomen, das wie kaum ein anderes die Volksreligiosität in Brasilien prägt: Die schwarzen Sklaven haben aus Afrika ihre Religionen mitgebracht. Obwohl sie von den weißen Herrenmenschen oft noch auf den Sklavenschiffen oder gleich nach der Ankunft in Lateinamerika zwangsgetauft wurden – man wollte nur „Christen“ als Sklaven –, haben sich die afrikanischen Religionen, obwohl verboten, erhalten. Berühmt sind die sogenannten „Quilombos“, eine Zufluchtsstätte der Sklaven, wo sie ihre Kultur und Religion leben konnten. So gehört zur schwarzen Kultur in Brasilien ein Synkretismus von katholischer und afrikanischer Frömmigkeit, der vor allem im Bundesstaat Bahia weltweit bekannt geworden ist. Bewahrung der schwarzen Kultur, so wurde auf dem Treffen unübersehbar klar, erzwingt von den Kirchen ein radikales Neubedenken ihrer theologischen Positionen: „Ein befreiender Gott, der in den terreiros (d. h. in den Kultstätten der afrobrasilianischen Religionen wie Umbanda und Candomblé) und in den schwarzen Volksbewegungen anwesend ist, ist das Erbe, das uns von unseren Vorfahren hinterlassen worden ist. Zumbi ist unser ‚Mose‘. Wir haben nie an der Gegenwart Gottes an unserer Seite gezweifelt. Wir haben nie daran gezweifelt, daß Er in den Sklavenhütten gegenwärtiger war als in den Herrenhäusern. Wenn wir Gott im Körper erfahren, leben wir Ihn im Tanz, im Gesang, in der Umarmung, im Teilen, in den Orixás, in den Ratschlägen der geliebten Mãe de Santo (d. h. der spirituellen Leiterin einer afrikanischen Religion). Dieser Gott wird indessen immer noch von der Kirche diskriminiert. Das zwingt uns zu neuen Formen einer Religion des Widerstandes, zu einem Glauben, den wir von der Erfahrung unserer schwarzen Vorfahren geerbt haben“ (Tagesbericht vom 11. September 1992).

– *Migranten*: „Migrantes“ werden in Brasilien die unzähligen Menschen genannt, die unterwegs sind auf der Suche nach Arbeit, Land und Heimat. Es handelt sich dabei um ein soziales Phänomen, das vielschichtige Gründe hat: Das sind die Landlosen, die entweder in die Favelas der Großstädte ziehen, um dort ihr Glück zu suchen, oder die sich in der Volksbewegung der Landlosen zusammenschließen, um die Regierung endlich zu einer längst überfälligen gerechten Agrarreform zu zwingen. Dazu gehören auch die Menschen aus anderen Ländern, die in Lateinamerika eine neue Heimat suchen. Da ist das Riesenheer der Wanderarbeiterinnen und Wanderarbeiter, die je nach Saison von Fazenda zu Fazenda ziehen und ihre

Arbeitskraft und Gesundheit für einen Hungerlohn verkaufen. Und da sind die Familien, die, von Regierungsversprechungen angelockt, in den Norden Brasiliens ziehen, um in den Urwäldern des Amazonasgebietes Pionierarbeit zu leisten. Da wird dann der tropische Regenwald abgebrannt, was für einige Jahre fruchtbares Ackerland garantiert. Aber dann ist der Boden ausgelaugt, vom tropischen Regen und von der Erosion, und man zieht weiter oder geht zurück . . . Das ökologische Problem, von dem alle Welt spricht, hat auch seine sozialen Ursachen, die nicht übersehen werden dürfen, will man wirklich Umweltschutz betreiben. Beeindruckend war für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in Santa Maria die lebendige Spiritualität der Migranten, in der Elemente des Widerstandes und des Starrsinns enthalten sind, aber auch Solidarität, Teilen, der Traum nach einer neuen Realität, der Geist des Kampfes und der ökumenischen Konvivenz. Betont wurde, daß die Bibel ein Buch der Migranten ist, wobei Abraham als Beispiel der Migration besonders betont wurde. Die Kirchen nehmen oft die Probleme der Wanderbewegungen in Brasilien nicht wahr, oder, wie es ein Teilnehmer formulierte: „Wenn die Kirche aufhört, in Zelten zu leben, hört sie auch auf, sich um die Migranten zu kümmern!“

– *Arbeiter*: Die Unterdrückung der Kulturen findet ihren besonderen Ausdruck in der Unterdrückung und Ausbeutung der Arbeiter. Das Vorbereitungsheft des Treffens hat diese grundlegende Wahrheit so formuliert: „Kein Volk organisiert seine eigene Vernichtung. Aber die Kulturen sind von sozialen Ausbeutungsbeziehungen überlagert, die zum Tod oder zur Verstümmelung der Menschen führen. Diese Beziehungen, die Ungleichheiten, Ausbeutung und sogar Tod erzeugen, sind in den Arbeitsbeziehungen präsent.“ Der grundsätzliche Kampf der Arbeiter, so wurde auf dem Treffen festgestellt, geht um die Befreiung von der Herrschaftskultur und die Schaffung einer gerechten Gesellschaft, die nur durch eine radikale Demokratie gewährt wird. In der besonderen politischen Situation Brasiliens (das impeachment-Verfahren gegen den der Korruption angeklagten Präsidenten) wurde den Arbeitern eine wichtige Rolle zugewiesen: Sie sind in besonderer Weise das historische Subjekt der sozialen Veränderungen. Ein wachsendes Problem besteht in der durch die Rezession ständig steigenden Zahl der Arbeitslosen: Da schon der monatliche Mindestlohn eines Arbeiters von ca. 60 US-Dollar nicht zum Leben ausreicht, sind die Massen ohne Arbeit einer Verelendung ausgesetzt, die unterhalb der absoluten Armutsgrenze liegt. Die Kirchen werden kritisiert, weil sie im Übermaß um die rechte Lehre besorgt sind und darüber oft die sozialen Probleme vergessen: „Die Kirche als Hierarchie muß von der Theorie zur Praxis übergehen. Sie muß nicht nur solidarisch sein, sondern sich am Kampf des Volkes beteiligen und aus dem Sakrament eine Zelebration des Lebens machen“ (Tagesbericht vom 12. September 1992).

Wie erwähnt, sind diese wenigen Anmerkungen zur Arbeit am Generalthema notwendig subjektiv und sollen nur grundsätzlich die Problematik aufzeigen, die im Zentrum der Diskussionen stand. Es wäre noch viel zu berichten, z. B. von der „Pädagogik“ und von der Arbeitsmethode, die exemplarisch demokratisch gewesen ist. Im folgenden möchte ich trotzdem nur noch von zwei markanten Ereignissen sprechen, die das Treffen wohl entscheidend geprägt haben: der Konflikt mit der offiziellen Kirche und die ökumenische Öffnung der Basisgemeinden.

2. Der „heilige Zwischenfall“ oder: Eine Parallel-Kirche von unten?

Es war Dom Ivo Lohrscheider, der gastgebende Bischof des Treffens, der im großen Plenum im Sportstadion die anwesenden Bischöfe – und als Geste der ökumenischen Solidarität auch die evangelischen Pastorinnen und Pastoren – nach vorn auf die Tribüne bat. Es waren in diesem Moment ca. 60 Bischöfe anwesend (insgesamt waren es laut offiziellen Angaben 98 Bischöfe, die ganz oder teilweise am Treffen teilnahmen), unter ihnen der Präsident der Brasilianischen Bischofskonferenz, Dom Luciano Mendes. Es ist nicht ganz klar, was Dom Ivo zu diesem Schritt bewogen hat. Vielleicht war es ein Versuch, die Verbindung der Basisgemeinden mit der offiziellen Kirche aufzuzeigen. Immerhin hatte der Papst ein Schreiben gesandt und dem Treffen der Basisgemeinden ekklesiologischen Charakter zugesprochen. (Ein angeblicher Brief Fidel Castros an die Basisgemeinden dagegen wurde noch rechtzeitig als Fälschung entlarvt, eine Tatsache, die von der Presse besonders betont wurde.) Gerade als er dann dabei war, die Bischöfe vorzustellen, wurde er von einer schwarzen Mãe de Santo unterbrochen, die ihn fragte, warum er nicht auch eine Mãe oder einen Pai de Santo oder einen der anwesenden indianischen Pajé (wohl am besten mit „Medizinmann“ zu übersetzen) auf die Bühne gebeten habe. Schließlich seien auch diese, wie die Bischöfe, religiöse Führer, die in den CEBs eine bedeutende Rolle spielen und das Volk repräsentieren. Dom Ivo war sichtlich konsterniert und versuchte, sich mit dem Argument zu retten, daß dies ein Treffen der *katholischen* Basisgemeinden sei und es ein Akt der Höflichkeit sei, die anwesenden Bischöfe zu begrüßen.

Als dann nach Vorstellung und Begrüßung die letzten Bischöfe die Tribüne verließen, kehrte dieselbe Frau in Begleitung eines Mannes zurück, der sich als Pai de Santo der afro-brasilianischen Religion „Candomblé“ zu erkennen gab. Was dann geschah, ist wohl am besten mit „Zornesausbruch“ zu beschreiben: Warum denn die Hierarchie sich weigere, die Autorität eines Pai de Santo zu akzeptieren, der sich bewußt als katholischer Christ verstehe und – in Konkordanz mit seiner Gemeinde – seinen Glauben in Übereinstimmung mit den Riten einer unterdrückten Kultur lebe? Schließlich seien es doch wohl die Schwarzen, die in diesem Land die Mehrheit der Kirche bilden.

In ähnlicher Richtung drückte es der Pajé aus, der nach ihm sprach: Die Kirche müsse es als legitim hinnehmen, daß die Indios ihre eigene Organisationsform hätten und damit auch das Recht, ihre religiösen Autoritäten selbst zu bestimmen. Er sei, wie die anderen, ein religiöser Führer seines Stammes, auch wenn er keine akademische Theologie studiert hätte.

Danach war das Treffen nicht mehr dasselbe wie vorher. „Kultur“, „Inkulturation“ und „Synkretismus“: das Problem war gestellt. Plötzlich fielen viele Dinge auf, die vorher als selbstverständlich praktiziert wurden: der Gebrauch unzähliger Symbole der afro-brasilianischen Religionen, die gleichberechtigte Lektüre des heiligen Buches der Mayas neben der Bibel in einem der Morgengottesdienste des Indio-Themenbereichs, Candomblé-Rituale in einem der Abendgottesdienste. Kurz, plötzlich war sie da, die ökumenische Problematik, die spätestens seit der Vollversammlung des Weltrats der Kirchen in Canberra in aller Mund ist.

Es war Clodovis Boff, der das Problem am deutlichsten benannte: Das Verhältnis von Glauben und Politik sei in den letzten Jahren einigermaßen geklärt worden.

Jetzt stehe man vor einem weit schwierigeren Problem, dem Verhältnis von Glauben und Kultur, schwieriger deswegen, da es das Herz, die Seele berühre. Damit die Verschiedenheiten der Kulturen bewahrt bleiben könnten, sei es notwendig, Kirche und Theologie zu „entwestlichen“, zu „entromanisieren“, die „weiße“ Form des Evangeliums zu relativieren.

Einige Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben den beschriebenen Vorfall als „heiligen Zwischenfall“ charakterisiert, eine Bezeichnung, die von der Presse begierig aufgenommen und ausführlich diskutiert wurde. „Sind die Basisgemeinden“, so fragte ein anwesender Bischof, „auf dem Weg zu einer Parallel-Kirche?“

Ich denke, daß es die Hierarchie ist, die an erster Stelle gefragt ist, ob sie diese Fragen aufzunehmen bereit ist oder zu unterdrücken versucht. Die Möglichkeiten einer „Parallel-Kirche“ von unten, von der Basis, wurde in Santa Maria zwar angesprochen, aber nicht beantwortet. Eine Parallel-Kirche wird es wohl nicht geben, aber es ist schwer vorzustellen, daß es nach Santa Maria einen Weg zurück gibt. Die Fragen nach dem Recht der unterdrückten Kulturen und Religionen im Rahmen der katholischen Kirche sind unüberhörbar gestellt. An ihrer Beantwortung wird sich die Zukunft der lateinamerikanischen Kirche entscheiden.

3. *Ökumenische Solidarität oder: Die Begegnung mit Gott auf dem Berge*

„Heute, als in den Gruppen . . . diskutiert wurde, hatte ich folgenden Eindruck: Wir stehen vor einem Berg. Auf dem Gipfel des Berges ist Gott. Und wir alle sind dabei, diesen Berg zu besteigen. Einige wählen den kürzesten Weg. Andere schlagen sich durch das Gebüsch. Einige tanzen auf dem Weg zur Begegnung mit Gott auf dem Berge. Andere vielleicht haben den steilsten Aufstieg gewählt und klettern mit Seil, Eisen und Haken. Aber alle auf ihre Weise sind auf dem Weg zur Begegnung mit Gott auf dem Berge. Die anderen, vielleicht auf der anderen Seite des Berges, die wir nicht sehen, sind auch dabei, zu Gott hinaufzusteigen . . . Die Schwarzen tanzen auf dem Weg zur Begegnung mit Gott. Die Indios suchen vielleicht ihren Weg durch den Wald, und wir Christen gehen vielleicht auf einem offenen Weg. Wir alle aber, die wir verschiedene Wege gehen, gehen in dieselbe Richtung: erwartet und umarmt von Gott. Wenn Gott uns annimmt, die wir so verschiedene Wege gehen, warum ist es dann so, daß wir, die Kirche, die wir auf Gott zugehen, diese Wege nicht akzeptieren?“

Eigentlich war er nur als Gast gekommen. Als die Menge ihn aber sah, gab es kein Halten: Er mußte reden. Und als er dann sprach – die Rede ist natürlich von Leonardo Boff –, war es totenstill im Sportstadion. 3000 Menschen wollten ihn hören, ihn, der wohl wie kein anderer die Sehnsüchte und Hoffnungen der Basisgemeinden theologisch formuliert hat.

„Begegnung mit Gott auf dem Berge“, so hat Leonardo Boff formuliert und damit gleichzeitig jeder ökumenischen Begrenzung widersprochen. Es gibt verschiedene Wege zu Gott; der christliche ist einer unter anderen. Auch ohne das Wort „Ökumene“ zu nennen, hat er damit der offiziellen katholischen Auffassung widersprochen, die seit dem II. Vatikanischen Konzil Ökumene ausschließlich als Suche nach der Einheit der Kirche versteht. Ökumene, so Boff, hat natürlich mit der Ein-

heit der Christen zu tun, aber auch mit den unterdrückten Kulturen, die auf ihre Weise unterwegs sind zur Begegnung mit Gott auf dem Berge.

Ein kühnes, aufregendes Verständnis von Ökumene, das allerdings auch in den Basisgemeinden Brasiliens noch längst nicht verwirklicht ist. „Ökumene“, das heißt auch hier in erster Linie: Beziehungen zu Christen anderer Kirchen, die sich solidarisch demselben Kampf um Gerechtigkeit und um ein Leben in seiner ganzen Fülle verpflichtet wissen. Wie beim siebten Treffen der Basisgemeinden in Doque de Caxias 1989 waren mehr als 100 „evangelische“ Christen nach Santa Maria gekommen, um gemeinsam mit den Basisgemeinden ökumenische Solidarität zu demonstrieren. Dabei muß man wissen, daß im katholischen Kontext Brasiliens alle Nicht-Katholiken pauschal als „evangelisch“ bezeichnet werden, ohne daß historische Unterschiede gemacht werden. Lutheraner, Methodisten und Anglikaner stellten die größte Delegation. Dazu kamen Vertreter der Presbyterianischen, der Baptistischen und der Lutherischen Missouri-Kirche und ein Beobachter einer Pfingstkirche (der sich allerdings ganz im Hintergrund hielt). Kurz, es waren im wesentlichen die historischen Kirchen, die auch im brasilianischen Kirchenrat (CONIC) vertreten sind.

Die evangelischen Teilnehmer – übrigens mit allen Rechten der offiziellen Delegierten ausgestattet – hatten sich bereits einen Tag vor dem Treffen zusammengefunden. Man wollte sich auf das Treffen vorbereiten und eine gemeinsame Strategie vereinbaren. Schließlich ist auch eine Ökumene unter protestantischen Kirchen nicht unbedingt unproblematisch. Dazu kam, daß die Evangelischen eingeladen waren, im großen Plenum eine ökumenische Morgenandacht zu halten. Und außerdem wollte man ein Grußwort an die katholischen Delegierten formulieren.

Ohne alle ökumenischen Aspekte des Treffens herausheben zu können, möchte ich folgende Punkte besonders betonen:

– Allein die Tatsache, daß die evangelischen Teilnehmerinnen und Teilnehmer „Delegierte“ mit allen Rechten waren, ist bemerkenswert. Ich persönlich kenne kein innerkirchliches Treffen, wo dies der Fall ist. Dazu kam, daß evangelische Vertreter sowohl bei der Planung als auch bei der Durchführung des Treffens im zentralen Koordinierungsausschuß beteiligt waren. Das Ökumenesymbol (das zerbrechliche Schiff auf stürmischem Meer) war ständig präsent, übrigens auch auf dem offiziellen Plakat des Treffens, dort allerdings bezeichnenderweise mit der Aufschrift: „Die Kraft der Einheit“.

– „Ökumene“ wird von den Basisgemeinden im wesentlichen als „ökumenische Solidarität“ verstanden. Es geht um den Befreiungskampf im Horizont des Reiches Gottes, um Gerechtigkeit und Leben für alle in seiner ganzen Fülle. Wer sich dafür einsetzt, „gehört dazu“. Eventuelle theologische Unterschiede können da nur eine – wenn überhaupt! – sehr untergeordnete Rolle spielen.

– Aus all dem muß gefolgert werden, daß sich die Basisgemeinden bewußt ökumenisch verstehen. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß die grundsätzliche ökumenische Problematik auch auf dem Treffen präsent gewesen ist: Anders noch als in Doque des Caxias konnten evangelische Pastoren nicht aktiv an der Eröffnungsveranstaltung teilnehmen, in deren Zentrum eine von Bischöfen geleitete Eucharistiefeier stand. Dies muß, mit gewissen Einschränkungen auch zur Schlußveranstaltung gesagt werden, auch wenn da der evangelischen Präsenz ein breiterer Raum eingeräumt wurde. Es war nicht ganz klar, ob bei beiden Veranstaltungen die

anwesenden evangelischen Teilnehmerinnen und Teilnehmer auch zur Kommunion eingeladen waren. Jedenfalls wurde das immer noch bestehende Interkommunionsverbot von den Evangelischen in ihrem Grußwort an die Delegierten bedauert. Auch Basisökumene kann sich letzten Endes nicht von den theologischen Fragen distanzieren, die immer dann auftauchen, wenn es um die Struktur der offiziell verfaßten Kirche geht. „Es gibt“, so meinte ein evangelischer Teilnehmer, „keine Probleme mit ökumenischen Zelebrationen und ökumenischem Zusammenleben, wenn das Volk unter sich ist. Dasselbe scheint bei Treffen der Hierarchien der Fall zu sein. Warum nur gibt es so viele Schwierigkeiten mit der gemeinsamen Zelebration, wenn sich Laien und Klerus treffen?“

– In ökumenischer Hinsicht bleibt daher ein gewisser Zwiespalt: Die Basis der katholischen Kirche in Brasilien versteht sich bewußt ökumenisch, als ökumenisch im umfassenden Sinne einer Solidarität, die die Barrieren der christlichen Kirchen übersteigt. In der Hierarchie dagegen – wie im übrigen in vielen anderen Kirchenleitungen – ist eine gewisse Furcht vor zu viel Nähe zu beobachten, ein offensichtlicher ökumenischer Rückschritt, ein verstärktes Suchen nach der eigenen konfessionellen Identität. Wer aufgrund dessen zur Resignation neigt, sollte sich meines Erachtens von der Kraft und der unerschütterlichen Hoffnung der Basisgemeinden ermutigen lassen: Es gibt auch andere Tendenzen in der katholischen Kirche wie auch in den protestantischen Kirchen. Die Verheißungen Jesu Christi jedenfalls, wie sie uns im Neuen Testament überliefert sind, gelten an erster Stelle den Armen und Schwachen.

III. „Konzil der Armen“ so wurde das Treffen in der Presse genannt, die im übrigen den Ereignissen dort keine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Was soll von einem solchen „Konzil“ der Machtlosen schon erwartet werden?

Der Brief aus Santa Maria spricht eine andere Sprache, eine Sprache der Hoffnung und des unerschütterlichen Mutes:

„Eine neue Hoffnung ist in uns entstanden. Neue Herausforderungen stehen vor uns. Wie die Jünger von Emmaus, erfüllt mit Mut inmitten der Nacht, kehren wir nach Jerusalem zurück, zu unseren *Gemeinden*. Der Herr lebt! Die Wanderung geht weiter!“

Gerhard Tiel